

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 3 (1935-1936)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Die Lage der Wissenschaft und die historische Vernunft  
**Autor:** Ortega y Gasset, José  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759249>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Lage der Wissenschaft und die historische Vernunft

von José Ortega y Gasset

An der entscheidenden Stelle seines «Discours de la méthode», in welchem gewissermaßen das Programm des ganzen modernen Denkens steckt, sagt Descartes:

«Die langen Ketten einfacher und leichter Schlüsse, deren die Mathematiker sich bedienen, um zu ihren schwierigsten Beweisen zu gelangen, brachten mich auf den Gedanken, daß alle Dinge, die unter das Erkenntnisvermögen der Menschen fallen können, auf diese selbe Art miteinander verkettet sein möchten; dann gibt es aber, wenn man sich nur hütet, eines als wahr anzusehen, das es nicht ist, und immer die Ordnung festhält, in welcher sie auseinander hergeleitet werden müssen, keines, welches so entfernt wäre, daß man nicht schließlich zu ihm gelangte, oder so verborgen, daß man es nicht entdecken könnte.»

Hier hören wir den morgendlichen Hahnenschrei des Rationalismus, die Sonnenaufgangs-Fanfare für ein ganzes neuanbrechendes Zeitalter, das Zeitalter, welches wir das moderne nennen und von dem viele glauben, daß wir heute seinem Todeskampf und Schwangesang beiwohnen. In der Tat wird man wenigstens nicht leugnen können, daß zwischen der kartesischen Geisteshaltung und der unsrigen kein geringer Unterschied besteht.

Welche Fröhlichkeit, welch kräftige Herausforderung an das Universum, welch jugendliche Vermessenheit klingt aus den prachtvollen Sätzen! Außer den göttlichen Mysterien, die er aus Höflichkeit aus dem Spiel läßt, gibt es für diesen Mann kein unlösliches Problem. Er versichert uns, daß die Welt keine Rätsel birgt, keine unergründlichen Geheimnisse, vor denen man ohnmächtig und verzagt haltmachen müßte. Die Welt, die den Menschen auf allen Seiten umgibt, innerhalb deren sein Leben sich abspielt, wird

durchsichtig vor seinen Augen und hell bis in ihre letzten Falten. Es ist dem Menschen gegönnt zu wissen, und zuletzt die volle Wahrheit zu erringen. Und dazu genügt, daß ihn die scheinbare Verzwicktheit der Probleme nicht mutlos findet und er sich den Geist nicht umnebeln läßt von den Leidenschaften. Wenn er mit gelassenem Vertrauen und als Herr seiner selbst den Apparat seines Intellektes benützt, vor allem wenn er ihn in guter Ordnung benützt — auf diese «gute Ordnung» läuft das hinaus, was Descartes als «Methode» bezeichnet — wird er finden, daß sich sein Denkvermögen in «raison» verwandelt und daß er in der raison, der Vernunft, die magische Kraft besitzt, die Licht in alle Zusammenhänge bringt und das Trübste kristallklar macht, indem sie es mittels der Analyse durchdringt und so verdeutlicht.

Um die Zeit des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, in welcher Descartes meditierte, glaubt der abendländische Mensch, daß die Welt eine rationale Struktur besitzt, das heißt, daß die Verfassung der Wirklichkeit mit der des menschlichen Intellektes oder genauer mit der reinsten Form des menschlichen Intellektes, mit der reinen oder mathematischen Vernunft, zusammenfällt. Die Reinheit besteht darin, daß der Denker, wenn er Mathematik denkt, von der Welt absehend sich nicht darum kümmert, wie die Dinge außerhalb seines Geistes sind, sondern nur auf die privaten Normen seines Intellektes merkt und auf eigene Rechnung eine ideale Welt konstruiert. Es war ein krasser Irrtum, Beobachtung und Experiment als die wesentlichen Merkmale der neuen Wissenschaft hinzustellen. Nicht die Kunde, die uns von außen kommt, nicht Augen und Ohren, sind die letzte Instanz, auf die Descartes und Galilei — so verschieden sie sonst sein mögen — sich berufen und verlassen, sondern im Gegenteil die mathematischen Beziehungen, die aus dem eigentlich Menschlichen quellen, wenn es selbstherrlich mit sich allein ist.

Darum ist die mathematische Vernunft ein Zauberstab, der dem Menschen eine im Prinzip unbegrenzte Macht über die Dinge um ihn her verschafft. Und der Glaube an sie kam als ein Glück zur rechten Zeit. Denn man suche sich vorzustellen, was ohne ihn damals aus der abendländischen Kultur geworden wäre. Im 15. Jahrhundert hatte Europa den Glauben an Gott, an die Offenbarung, verloren — sei es, daß er vollständig abhanden gekommen war, sei es, daß er aufgehört hatte, «lebendiger Glaube» zu sein. Die Theo-

logen machen eine scharfsinnige Unterscheidung, die auch uns gleich für die Erklärung einiger gegenwärtiger Erscheinungen nützlich sein wird: die Unterscheidung zwischen lebendigem und totem Glauben. Man könnte diesen Unterschied verallgemeinernd etwa so formulieren: wir glauben an etwas mit lebendigem Glauben, wenn wir aus diesem Glauben und nur aus ihm leben; und unser Glaube an etwas ist ein toter Glaube, wenn er, obgleich wir weiter an ihm festhalten, ihn nicht aufgegeben haben und mit vollkommener Wahrhaftigkeit erklären können, daß wir ihm treu sind, nicht mehr wirkend in unser Leben eingreift. Zwar bildet er noch ein Stück unserer geistigen Habe, aber er ist gewissermaßen außer Betrieb und liegt unbenutzt in der Bodenkammer unserer Person. Wir stützen unsere Existenz nicht mehr auf Inhalte, die wir auf solche Weise glauben, und noch viel weniger entquellen ihnen spontan die treibenden und richtunggebenden Kräfte des Lebens. Im Gegenteil, wir vergessen immer wieder, daß wir noch daran glauben. Der lebendige Glaube dagegen ist immerwährende und wirkende Gegenwart des Wesens, an das man glaubt. (Daher die ganz natürliche Erscheinung, die der Mystiker «die Gegenwart Gottes» nennt. Auch die lebendige Liebe unterscheidet sich von der toten und mitgeschleppten dadurch, daß für sie das Geliebte nicht untergehen noch verdunkelt werden kann. Sie braucht es nicht mit der Aufmerksamkeit zu versuchen, sondern kann umgekehrt nur mühsam die inneren Augen davon abwenden.) Wir werden sogleich ein Beispiel für diese Unterscheidung in der gegenwärtigen Lage des Europäers finden.

Während des Mittelalters hatte der abendländische Mensch vom Glauben an die Offenbarung gelebt. Ohne sie und nur angewiesen auf seine eigene Kraft hätte er sich unfähig gefühlt zu der Auseinandersetzung mit der dunklen Gewalt, als welche ihm die Welt erschien, und mit dem Leid und Verdruß des Daseins. Aber er hatte den lebendigen Glauben, daß ein allmächtiger und allwissender Gott ihm gnädig das für sein Leben Wesentliche kundtat. Wir können den Schicksalen dieses Glaubens nachgehen und fast von Generation zu Generation seinen fortschreitenden Niedergang verfolgen. Es ist eine traurige Geschichte. Der lebendige Glaube wird immer dünner, blasser, lahmer, bis er, aus welchen Gründen auch immer — es ist hier leider nicht möglich, näher auf diesen Gegenstand einzugehen — um die Mitte des 15. Jahrhunderts unverkennbare

Zeichen von Erschöpfung und Unwirksamkeit zeigt, wenn er nicht in der Einzelseele überhaupt verdorrt ist. Damals beginnt es dem Menschen aufzugehen, daß die Offenbarung nicht mehr genügt, um für ihn seine Beziehung zum All mit Sinn zu erfüllen; und die Menschheit fühlt sich aufs neue verloren im wilden Wald der Welt, worin kein Mittler ihr mehr den Weg weist. Das 15. und 16. Jahrhundert sind darum zwei Jahrhunderte äußersten Mißbehagens und quälender Unruhe; Krisenzeitalter, wie wir heute sagen würden. Hieraus errettet den abendländischen Menschen ein neuer Glaube, der Glaube an die Vernunft, an die «*nuove scienze*». Dem Absterben folgt die Wiedergeburt. Die Renaissance ist erfüllt von den Geburtswehen eines jungen Vertrauens, das sich auf die mathematisch-physikalische Vernunft gründet, die neue Mittlerin zwischen Mensch und Welt.

Der große historische Zyklus von Generationen, der damals eingeleitet wurde durch diejenigen Bacons, Galileis und Descartes', geht zu Ende mit dem ersten Dezennium unseres Jahrhunderts. Die Generation von 1910 ist die letzte, die noch ganz dazu gehört, die noch in lebendigem Glauben an die Wissenschaft lebt. Ihr erschien das Dasein sinnvoll, wenn sie sich nur vergegenwärtigte, daß der Mensch befähigt sei, Wissenschaft zu machen; oder anders ausgedrückt: sie hielt die Wissenschaft, sei es unter diesem Namen oder unter dem allgemeineren der Kultur, für den höchsten Wert des Universums. Die Idee der Wissenschaft galt jener Zeit als das Prinzip, das die Gesichtspunkte und Richtlinien für alle menschlichen Fragen bestimmte; so lösten sich die moralischen und politischen Probleme für sie ohne weiteres durch den Hinweis auf den einfachen Imperativ, nach welchem Gesellschaft und Staat derart eingerichtet werden mußten, daß nichts darin den Fortschritt der Wissenschaften stören konnte.

Es ist keine bloße Redensart, sondern der genaueste und wohl-  
erwogene Ausdruck, wenn wir eine solche Geistesverfassung als Religion der Wissenschaft bezeichnen. Denn sollte man uns einwenden, daß es keine Religion ohne Gott gibt, so fragen wir, durch welchen wichtigsten und ihm eigentümlichsten Zug ist denn das Wesen ausgezeichnet, das wir Gott nennen, und die Gläubigen aller Religionen werden mit diesen oder jenen Worten, je nach ihrem Credo, antworten: «Gott ist die Ergänzung des Menschen und Religion die Weise unseres Lebens, in welcher wir uns mit unserer

Ergänzung vereinigen und darum ausruhen. Ohne diese Ergänzung kann der Mensch nicht leben; er empfindet sein Dasein als eine unheilbare, verzweiflungsvolle Bedürftigkeit, als sinnleer und ziellos.» Dann muß aber auch das Umgekehrte gelten, nämlich daß jeder Gehalt, worin der Mensch seine Ergänzung gefunden zu haben glaubt, wenn dieser Glaube nur echt ist und keine Selbsttäuschung, jeder Gehalt, der dem Menschen genügt, um sein Leben als heil und nicht als heillos und verfehlt zu empfinden, Gelegenheit zu einer Religion geben kann. Den einen mag aberwitzig dünken, was den andern hinreichend erscheint; aber wenn es ihnen in der Tat genügt, wenn sie ihr Dasein daraus fristen und darin ruhen und sich verwurzeln können, so bildet es unzweifelhaft ihre Religion.

In diesem Sinn also sagte ich, daß die vorige europäische Generation sich zur Religion der Wissenschaft bekannt hat. Dagegen wird man mir jetzt aber sofort zwei Einwände machen. Denn einerseits ist es nur allzu augenscheinlich, daß auch heute noch viele Menschen, und insbesondere nicht wenige Gelehrte, weiter an die Wissenschaft glauben, obgleich sie einer späteren Generation angehören; und andererseits haben zahlreiche Mitglieder früherer Generationen, darunter Gelehrte von Rang, niemals das neue Evangelium angenommen, so sehr sie die Wissenschaft auch schätzten, und sind der alten Religion Gottes treu geblieben.

Diese Tatsachen sind unleugbar, aber sie gleiten trotzdem von unserer These ab, ohne ihr zu schaden, ja tragen eher noch zu ihrer Erhärtung bei. Denn sie zwingen uns zu einer genaueren Darstellung der geistigen Verfassung jener Männer, die um 1910 vierzig bis fünfzig Jahre waren. Und bei dieser Gelegenheit werden wir einige allgemeinere Einsichten gewinnen, deren Beachtung von Wichtigkeit ist für uns Heutige, die wir uns in diesem Augenblick in der vordersten Linie des Lebens befinden.

Es wäre ungenau, wenn wir einfach sagen wollten, daß damals in Europa ein jeder für sich die persönliche und individuelle Überzeugung gehegt habe, man müsse den Fortschritt der Wissenschaft fördern, die Wissenschaft sei der höchste Wert im menschlichen Leben und sie genüge, es zu rechtfertigen und ihm Sinn zu verleihen. Die Wirklichkeit sah ein wenig anders aus, und diese kleine Abweichung wird sich uns als ein radikaler Unterschied enthüllen. Noch ehe die Menschen in sich selbst den persönlichen und spontanen Glauben an die Wissenschaft vorfinden konnten, und ab-



gesehen hiervon, begegnete er ihnen in ihrer Umwelt, in dem öffentlichen Bewußtsein Europas. So war ihre Überzeugung kein privater Glaube, der sich rüstete zur Eroberung der öffentlichen Meinung, sondern die Öffentlichkeit war im Gegenteil schon seit etwa hundertfünfzig Jahren vollständig von ihm durchdrungen; er lebte nicht in diesem oder jenem Individuum, sondern in der europäischen Gesellschaft als solcher.

Der Glaube an die Wissenschaft also war nicht zuerst und allein eine individuelle Meinung, er war eine Kollektivmeinung, und wenn etwas eine kollektive oder soziale Meinung ist, so ist es eine Realität, die unabhängig von den Individuen und außerhalb ihrer existiert wie die Steine in einer Landschaft, und mit welcher die Individuen zu rechnen haben, ob sie wollen oder nicht. Unsere persönliche Ansicht mag das Gegenteil der sozialen sein, sie setzt darum deren Wirklichkeit auch nicht um einen Deut herab. Es ist charakteristisch für die Kollektivmeinung, daß ihr Bestehen nicht davon abhängt, ob sie von irgendeinem einzelnen Menschen geteilt wird. Vom Gesichtspunkt eines jeden individuellen Lebens aus erscheint die öffentliche Überzeugung wie ein Ding der physischen Welt. Die gleichsam greifbare Wirklichkeit einer Kollektivmeinung entsteht nicht dadurch, daß du und ich ihr beipflichten, sondern sie ist es im Gegenteil, die uns, mit oder ohne unsere Zustimmung, ihre Wirklichkeit aufdrängt und uns zwingt, mit ihr zu rechnen. Alle Erscheinungen, welchen dieser Charakter des Kollektivglaubens eigentümlich ist, nenne ich in meinen Untersuchungen eine soziale «Geltung».

Man sagt von einem Gesetz, es sei geltend, wenn es da ist und wirkt, gleichgültig, ob ich es anerkenne. Nun wohl ebenso braucht ein Kollektivglaube, um zu bestehen und in mein Leben einzugreifen, ja, es zu vernichten, nicht mein, dieses bestimmten Individuums, Bekenntnis zu ihm. Wenn wir uns jetzt zum besseren Verständnis darauf einigen, den Inhalt eines Kollektivglaubens als ein «soziales Dogma» zu bezeichnen, sind wir gut gerüstet zur Fortsetzung unserer Betrachtungen.

Es ist klar, daß die Lage eines Menschen, welcher sich dem sozialen Dogma, dem geltenden Glauben, anschließt, nicht zu vergleichen ist mit der eines anderen, dessen persönliche Meinung davon abweicht. Der erste wird von dem Kollektivglauben getragen wie von einem freundlichen Element; sein Leben ist kein Kampf,

sondern ein Dahingleiten. Er fühlt sich behaglich und sicher und braucht nicht wachsam und beständig auf seiner Hut zu sein. Unter solchen denkbar günstigen Umständen ruht der Mensch sanft eingebettet in seine soziale Umwelt wie ein Kind in der Wiege. Denn man vergesse nicht, daß die öffentlichen Überzeugungen, da ihnen der Charakter des Geltenden zukommt, die Rolle letzter, unfehlbarer Instanzen spielen, auf die man sich in jeder Gefahr und jedem Disput ohne weiteres berufen kann. Ein Leben, das sich solcherart beschützt weiß, ist sicher und sorglos — securus, sine curas.

Damit, glaube ich, sind die beiden Einwände beantwortet, die wir vorhin formulierten. Denn, wenn ich sagte, daß die Generation von 1910 in der um 1750 beginnenden Reihe die letzte gewesen sei, welche von dem Glauben an die Wissenschaft lebte, so meinte ich damit nicht, daß mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Individuen diesen Glauben hatten, sondern daß er damals in der Luft lag, daß er ein soziales Dogma, eine geltende Instanz, ein lebendiges historisches Prinzip war. Wenn manche Mitlebende anders dachten, ist das gleichgültig, denn auch sie hatten sich jedenfalls mit diesem Glauben auseinanderzusetzen, mit ihm zu rechnen, genau so wie mit der Erde unter ihren Füßen und der Luft, die sie atmeten.

Mehr noch: Wenn ich mir hier nicht leider jede eingehendere Untersuchung der sogenannten sozialen Dogmen oder Geltungen versagen mußte, würde ich kühn behaupten, daß die vermeintlichen privaten Abweichungen von der öffentlichen Überzeugung meist auf Täuschung beruhen, das heißt, daß die Sondermeinungen, welche dem Glauben der Zeit entgegengestellt werden, in der Mehrzahl der Fälle unecht sind. Wer sich für einen Andersgläubigen hält, ist unterirdisch dennoch von der geltenden Überzeugung durchdrungen und lebt von ihr und nicht von seiner persönlichen Ketzerei.

Es ist nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheint, in Wahrheit eine eigene Meinung gegenüber der geltenden zu haben. Was jedoch — dies sei in Klammern angemerkt, um Mißverständnisse zu vermeiden — nicht heißen soll, daß ich ein Verehrer der Kollektivergriffenheiten bin. Ich bin nichts weniger als das, und just darum liegt mir daran, meinen Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen, von welcher ungeheuren, urweltlichen, brutalen Realität soziale Dogmen sind. Sie bilden das Kernstück der Geschichte; denn Geschichte ist hauptsächlich Geschichte des Kollektiven, in welches das Individuum sich einbettet und mehr oder weniger verliert.



Wenn wir, ausgerüstet mit diesem Begriffsapparat, die gegenwärtige Lage der Wissenschaft mit der um 1910 vergleichen, sollte die Wandlung, die sich seither vollzogen hat, uns einen heilsamen Schreck einjagen. Fünfundzwanzig Jahre, das heißt der Bruchteil eines Menschenlebens, das selbst so kurz ist, haben genügt, um die Dinge von Grund aus zu ändern. Während man sich damals überall in Europa auf den Glauben an die Wissenschaft und die Rechte der Wissenschaft als des höchsten menschlichen Wertes stützen konnte und diese Instanz so unfehlbar wirkte, daß die Gesellschaft, ihrem Imperativ gehorsam, sofort zu durchgreifendem und tatkräftigem Handeln bereit war, würde eine solche Berufung jetzt bei manchen Völkern, und gerade bei denen, die vor einigen Jahren als die großen Meister der Wissenschaft angesehen wurden, nur Gelächter erregen, und ich glaube nicht, daß sich eines finden ließe, in welchem die gesellschaftliche Öffentlichkeit heute noch durch die Anrufung der Wissenschaft in Wallung zu bringen wäre.

Die Wissenschaft ist in Gefahr. Das ist keine Übertreibung; denn es heißt nicht, daß die europäische Kollektivität den Glauben an die Wissenschaft ganz und gar aufgegeben hat, aber freilich, daß er aus einem lebendigen zu einem toten Glauben geworden ist. Und das genügt, damit der Gelehrte nicht mehr wie bis jetzt schlafwandelnd seiner Forschung leben kann in ungebrochenem Vertrauen, daß seine Umwelt ihn trägt, unterstützt und verehrt. Ich begreife, daß eine Änderung in der Haltung des wissenschaftlichen Menschen nicht leicht ist; denn fraglos verlangt die Art seiner Arbeit eine restlose Hingabe an ein außerordentlich spezielles Geschäft. Es kann keine Wissenschaft zustande kommen ohne das Fachgelehrtentum und ohne daß Hunderte von Menschen in sich gekehrt und gleichsam für die Gegenwart verschollen leben. Daher die bekannte Figur des Gelehrten, der zerstreut und unbeholfen und vom Standpunkt des Lebens ein bißchen troddelig ist. Und nun verlangt die neue Situation, daß dieser Mensch, ohne seine Konzentration zu verlieren, aus sich herausgeht und die Welt um sich her beobachtet. Die Schwierigkeit, beide Forderungen zu vereinigen, ist mir, wie gesagt, nicht verborgen; aber mit der Feststellung, daß es schwierig ist, sind wir noch keinen Schritt weiter. Die Notwendigkeit einer solchen Umstellung liegt vor, und die Geschichte zeigt, daß sie möglich ist; denn wir sollten nicht vergessen, die Schöpfer der Wissenschaft, die Männer, welche zuerst ihre Problemkreise absteckten und den Glau-

ben an die Wissenschaft aufbrachten, waren eine wachsame und nichts weniger als vertroddelte Schar; sie ließen sich den Wind um die Nase wehen und waren in ihrem sozialen Verhalten keine Traumwandler, sondern gewandte und zielbewußte Streiter. Ich kann nicht verschweigen, daß nach meiner Überzeugung (allerdings mit allen Vorbehalten und Erklärungen, die hier anzubringen wären) der wissenschaftliche Mensch aus seiner Weltferne zurückkehren und wieder streitbar werden muß — man verstehe recht, streitbar in seiner Eigenschaft als Wissenschaftler, denn ich denke mit nichts an andere Kämpfe, die er als Mensch ausfechten könnte. Es handelt sich nicht um politische, sondern um soziale Streitbarkeit. Die Gesellschaft als solche ist seit fünfzig Jahren ausschließlich dem Einfluß irrationaler Menschen überantwortet gewesen. Die Wissenschaft hat sich nicht um die Allgemeinheit gekümmert; kaum daß sie noch als «geistige Macht» existierte. Das heißt aber, daß sie sich heute genau entgegengesetzt benimmt wie zur Zeit ihrer großen Begründer.

Den Beweis dafür, daß etwas faul ist im Verhalten der Wissenschaft, und nicht mehr nur des Wissenschaftlers, erbringt gerade der Gegenstand, dem unsere Ausführungen gelten. Die Wissenschaft weiß heute mit fabelhafter Genauigkeit über die Ereignisse in den fernsten Sternen und Milchstraßensystemen Bescheid: Sie ist darauf stolz, mit Recht; und schlägt darob, wenn auch mit weniger Recht, ihr Pfauenrad in ihren akademischen Zusammenkünften. Aber indessen ist es dahin gekommen, daß eben diese Wissenschaft, welche bisher göttliche Verehrung genoß, bei der Gesellschaft in Ungnade gefallen ist. Wenn diese Tatsache sich auch auf dem Planeten Erde und nicht auf dem Sirius zugetragen hat, sollte sie, deucht mich, doch nicht jeden Interessierten bar sein! Nun wohl, was weiß die Wissenschaft, die Vernunft, heute mit einiger Genauigkeit über diese dringliche Angelegenheit zu sagen, die so tief in ihr eigenes Fleisch schneidet? Nichts, rein nichts. Sieht man die Ungeheuerlichkeit des Falls? Ist es nicht eine Schande? Es stellt sich heraus, daß die Wissenschaft als solche über die großen menschlichen Wandlungen nichts Genauen zu sagen weiß. Der Umstand ist so entscheidend, daß er uns ohne weiteres den Punkt zeigt, von dem eine ernsthafte Behandlung unseres Themas, wie es in den bisherigen Ausführungen umrissen ist, auszugehen hätte. Hier handelt es sich nicht mehr um die Art und die Unart, um die Sitten und Unsitten der Gelehrtenzunft, sondern um die Wissenschaft selbst. Nun läßt ge-

rade diese Haltung uns erkennen, daß die Wissenschaft, die Vernunft, auf welche der moderne Mensch seinen Glauben setzte, genau genommen nur die physikalisch-mathematische Wissenschaft ist und in ihrem Gefolge, schwächer als sie, aber von ihrem Ansehen profitierend, die Biologie — mit einem Wort, indem wir beide zusammenfassen, das was wir Naturwissenschaft nennen. Die Natur ist ein Ding, ein ungeheuer großes Ding, das sich aus vielen kleineren Dingen zusammensetzt. Welches aber auch die Unterschiede zwischen diesen sind, sie alle haben einen gemeinsamen Grundzug, der einfach darin besteht, daß die Dinge «sind», daß sie ein Sein haben. Und das besagt nicht nur, daß sie existieren, daß sie da sind, sondern daß sie eine feste und gegebene Beschaffenheit und Struktur besitzen. Wenn ein Stein existiert, existiert mit ihm auch das, was der Stein ist. Alle seine Veränderungen und Wandlungen sind in saecula saeculorum gesetzmäßig geregelte Umordnungen seiner Grundbeschaffenheit. Der Stein kann niemals etwas Neues und anderes sein. Diese ein für allemal gegebene und feste Beschaffenheit meinen wir, wenn wir von dem Sein eines Dinges sprechen. Natur ist ein anderer Name für dieselbe Tatsache. Und das Geschäft der Naturwissenschaft besteht daraus, unter den wechselnden Erscheinungen diese Natur oder dauernde Struktur aufzudecken.

Wenn die Naturwissenschaft sich mit dem Menschen beschäftigt, sucht sie daher folgerichtig seine Natur zu erfassen. Der Mensch hat einen Körper — welcher ein Ding ist — und sie beeilt sich, die Physik auf ihn anzuwenden; und da dieser Körper überdies ein Organismus ist, übergibt sie ihn der Biologie. Nun bemerkt sie noch, daß im Menschen wie im Tier ein gewisser innerkörperlicher oder doch irgendwie am Körper hängender Mechanismus wirkt, der psychische Mechanismus, welcher ebenfalls ein Ding ist, und sie betraut mit dessen Studium die Psychologie, die auch zu den Naturwissenschaften gehört. Aber wir können uns nicht verschweigen, daß die naturwissenschaftlichen Studien über Körper und Seele des Menschen, nachdem wir sie nun dreihundert Jahre fortgesetzt haben, uns keine Einsicht in das verschaffen konnten, was wir als das eigentlich Menschliche empfinden; wir nennen es ein jeder sein eigenes Leben und sehen es mit den anderen verwoben, die Gesellschaften bilden, die den Einzelnen überdauern und sich zum Geschick der Menschheit zusammenfügen. Das wunderwürdige Schauspiel, welches die Naturwissenschaft als Erkenntnis von Dinglichem darstellt, steht

in krassem Gegensatz zu ihrem Versagen hinsichtlich des eigentlich Menschlichen. Das Menschliche kann von der mathematisch-physikalischen Vernunft so wenig eingefangen werden wie Wasser von einem Netz.

Und hier stoßen wir auf die Ursache, warum der Glaube an die Vernunft so kläglich in Verfall geraten ist. Der Mensch will nicht länger warten. Er braucht die Wissenschaft, um seiner Probleme Herr zu werden. Er ist im Grunde der Sterne, der Nervenreaktionen, der Atome herzlich überdrüssig. Die ersten Generationen von Rationalisten glaubten, ihre Wissenschaft könne Licht in das menschliche Schicksal werfen. Descartes selbst schrieb einen «Traktat vom Menschen». Aber heute wissen wir, daß alle im Prinzip unerschöpflichen Wunder der Naturwissenschaft immer vor der sonderbaren Realität des menschlichen Lebens Halt machen werden. Warum, wenn alle Dinge ihr Geheimnis weitgehend ausgeliefert haben an die physikalische Vernunft, warum hat dieses eine die Stirn, ihr zu widerstehen? Es muß ein tiefer und wesentlicher Grund dafür vorliegen, vielleicht kein geringerer als der, daß der Mensch kein Ding ist, daß es falsch ist, von der menschlichen Natur zu sprechen — daß der Mensch keine Natur hat.

Wenn aber das menschliche Leben kein Ding ist und keine Natur hat, müssen wir uns entschließen, es unter Kategorien und Begriffen zu denken, welche radikal verschieden sind von jenen, die uns zur Erklärung materieller Erscheinungen dienen. Das Unternehmen ist schwierig, denn in drei Jahrhunderten Naturwissenschaft haben wir uns daran gewöhnt, als eine Erscheinung ohne Belang und Sonderart gerade die merkwürdige Wirklichkeit bei Seite zu lassen, welche das menschliche Leben heißt. Und nun ist dieser merkwürdigen Wirklichkeit, während die Naturwissenschaftler innig zufrieden ihren Berufsgeschäften nachgingen, eines Tages eingefallen, den Wind umschlagen zu lassen; und auf die Begeisterung für die Wissenschaft folgte Lauheit, Abneigung, wer weiß, ob nicht morgen offene Feindschaft. Es war, nach meiner Meinung, ein unverzeihlicher Irrtum der Naturwissenschaftler, daß sie nicht mit einer solchen Möglichkeit gerechnet und sich von den Tatsachen haben überraschen lassen — was sage ich überraschen! — noch heute haben viele von ihnen keine Ahnung, daß die Wissenschaft in Gefahr ist. Das ist, gelinde ausgedrückt, gedankenlos. Ich habe ein gewisses Recht, mich so zu äußern, denn ich habe diese Entwicklung lange vorausgesagt;

ja viele Jahre, bevor ich es öffentlich tat — man sollte seine Gedanken immer lange bei sich behalten und sie im stillen reifen und sich bestärken lassen — habe ich in persönlichen Gesprächen gerade während der Zeit des größten Triumphes für die Physik, als die Relativitätstheorie entstand, meinem Freund, dem großen spanischen Physiker, Dr. Blas Cabrera gegenüber aus meinen Befürchtungen für eine nahe Zukunft kein Hehl gemacht.

Die Naturwissenschaft irrte, weil sie sich allein für hinreichend hielt und vergaß oder, besser gesagt, nicht bemerkte, daß sie, trotz der Vollkommenheit ihrer zweifellos vorbildlichen und unvergleichlichen Methoden, eine Vernunft zweiten Ranges ist, zweiten Ranges gegenüber dem menschlichen Leben, in welchem sie als eine seiner Äußerungen auftritt.

Der Mensch braucht eine neue Offenbarung. Und eine Offenbarung liegt immer dann vor, wenn er fühlt, daß er eine von ihm verschiedene Wirklichkeit anrührt. Es kommt nicht darauf an, welcher Art sie ist, wenn sie nur absolute Wirklichkeit ist und nicht unsere — konstruierende oder phantasierende — Idee von einer Wirklichkeit.

Die physikalische Vernunft war, zu ihrer Stunde, eine Offenbarung. Vor Kepler und Galilei war die Astronomie ein bloßes Spiel mit Ideen, und wenn man an eines der umlaufenden Systeme oder an diese und jene Neuentdeckung «glaubte», handelte es sich immer nur um einen Pseudoglauben. Man glaubte an die Theorien als Theorien. Der Beifall, mit dem eine Ideenüberlegung oder -verbindung aufgenommen wird, geht nicht über diese selbst hinaus; er ist von den Ideen als solchen hervorgerufen und endet in ihnen. Man ist überzeugt, daß diese Verknüpfungen innerhalb «des Reiches und der Spielregeln der Ideen» die sorgfältigsten und scharfsinnigsten sind, aber man hat nicht den hinreißenden Eindruck, daß in diesen Ideen die Wirklichkeit selbst sich ankündigt; sie sind nur «Ideen» und nicht Poren, die sich in uns öffnen und durch welche etwas Außerseelisches, Jenseitiges zu uns einbricht, dessen ungeheuren Pulsschlag wir dicht unter unsern Händen fühlen.

Die Ideen spielen zwei sehr verschiedene Rollen im menschlichen Leben. Einmal sind sie «bloße Ideen»; es ist dem Menschen bewußt, daß seine Gedanken trotz ihres Scharfsinns und selbst ihrer Genauigkeit und logischen Strenge nichts anderes sind als seine Einfälle und letzten Endes ein intermenschliches, subjektives Spiel ohne



Transzendenz. Dann ist die Idee das Gegenteil einer Offenbarung; sie ist eine Erfindung. Aber ein andermal verschwindet die Idee als Idee und verwandelt sich in eine reine Weise erschütternder Gegenwartigkeit, welche eine absolute Realität für sich wählt. Dann erscheint uns die Idee weder als Idee noch als unsere. Das Transzendente entdeckt sich uns selbst, es bricht in uns ein und überschwemmt uns — es offenbart sich uns.

Seit etwa einem Jahrhundert gebrauchen wir das Wort «Vernunft» in einem mehr und mehr erniedrigten Sinn, bis es jetzt so weit heruntergekommen ist, daß es ein bloßes Ideenspiel bezeichnet. Darum erscheint uns der Glaube als das Gegenteil der Vernunft. Wir vergessen, daß die Vernunft zur Stunde ihrer Geburt in Griechenland und ihrer Auferstehung im 16. Jahrhundert kein Gedankenspiel war, sondern die unbedingte Überzeugung, daß man mit den astronomischen Theorien eine absolute Ordnung des Kosmos erfaßte, daß die Natur ihr ungeheures transzendentes Geheimnis durch das Mittel der physikalischen Vernunft in den Menschen hineinwarf. So war die Vernunft ein Glaube. Darum und nur darum — und nicht um irgendeiner anderen besonderen Eigenheit oder Anmut willen — konnte sie zu Felde ziehen gegen den religiösen Glauben. Umgekehrt hat die Neuzeit verkannt, daß auch der religiöse Glaube Vernunft ist, weil sie von ihm eine enge und zeitgebundene Vorstellung hatte. Man meinte, Vernunft sei einzig der Kabbalismus der Mathematiker oder das, was in den Laboratorien getrieben wurde. Diese Beschränktheit wirkt vom heutigen Standpunkt ein wenig lächerlich und erscheint als eine der tausend Formen geistigen Hinterwäldlertums. In Wahrheit ruht das Spezifische des religiösen Glaubens auf einem Grund, der nicht weniger begrifflich ist als die Dialektik oder die Physik.

Alle Definitionen der Vernunft, nach welchen sie im wesentlichen aus gewissen eigentümlichen Operationsweisen des Intellekts bestehen soll, sind zu eng und haben sie unfruchtbar gemacht, indem sie ihren entscheidenden Zug unterschlagen oder doch abgeschwächt haben. Für mich ist Vernunft im wahren und strengen Sinn jeder intellektuelle Akt, der uns mit der Wirklichkeit in Berührung bringt, mittels dessen wir an das Transzendente stoßen. Alles andere ist bloßer ... Intellekt, nichts als ein Spiel zum Hausgebrauch ohne Folgen, das den Menschen zuerst ergötzt, dann verdirbt und endlich zur Verzweiflung und Selbstverachtung treibt.



Darum muß die Menschheit in ihrer gegenwärtigen Lage die «Intellektuellen» hinter sich lassen wie eine archaische Fauna und sich wieder richten nach den Männern der Vernunft, der Offenbarung.

Der Mensch braucht eine neue Offenbarung. Denn er verliert sich in der willkürlichen und schrankenlosen Kabbalistik seines eigenen Geistes, wenn er sie nicht begrenzen und kontrollieren kann durch den Anprall an etwas, was nach echter und gnadenloser Realität schmeckt. Die Wirklichkeit ist der einzige wahrhafte Erzieher und Lehrmeister des Menschen. Ohne ihre unerbittliche, ergreifende Gegenwart gibt es im Ernst weder Kultur noch Staat, ja nicht einmal — und das ist das furchtbare — ein echtes persönliches Leben. Wenn der Mensch mit sich allein ist oder zu sein glaubt, ohne eine von seinen Ideen verschiedene Realität, die ihn hart begrenzt, verliert er das Gefühl seiner eigenen Wirklichkeit und wird sich selbst zu einem gaukelnden, gespenstigen Schatten. Nur unter dem ungeheuren Druck irgendeiner Transzendenz wird unsere Person fest und gediegen und kommt in uns die Scheidung zustande zwischen dem, was wir tatsächlich sind, und dem, was wir uns einbilden zu sein.

Nun wohl, die physikalische Vernunft ist durch ihre eigene Entwicklung, durch ihre Wandlungen und Schicksale, an einen Punkt gelangt, wo sie sich selbst als bloßen Intellekt, wenn auch als dessen höchste Form erkennt. Wir wissen heute, daß die Physik eine Verknüpfung von Begriffen ist und nicht mehr. Die Physiker selbst haben den rein «symbolischen», das heißt internen, subjektiven Charakter ihres Wissens aufgedeckt. Es mag in der Naturwissenschaft mancherlei vorgehen, die Newtonsche Mechanik mag durch die Einsteinsche ersetzt, die Quantentheorie durch andere Theorien abgelöst werden, man mag die atomistische Struktur der Materie aufgeben: niemand wird darum erwarten, daß diese Veränderungen und Fortschritte je aus dem Horizont des Symbolischen hinausführen könnten. Die Physik bringt uns nicht in Berührung mit irgendeiner Transzendenz. Die sogenannte Natur, wenigstens das was der Physiker unter diesem Namen erforscht, erweist sich als ein Produkt seiner eigenen Fabrikation, das er zwischen die echte Wirklichkeit und seine Person einschiebt. Darum hat man die Furcht vor der Physik verlernt, und mit der Furcht die Ehrfurcht, und mit der Ehrfurcht die Begeisterung.

Aber woher die neue Offenbarung nehmen, welchen dem Menschen nottut? Für mich ist die Antwort sonnenklar; aus dem ein-

zigen, worin es ihm bis jetzt nicht gelungen ist, Vernunft zu entdecken: aus dem Menschen selbst. Nicht aus seinen Ideen über die Dinge, und auch nicht aus seiner eigenen «Natur», sondern aus seiner Wirklichkeit. Die Wirklichkeit des Menschen, das Menschliche des Menschen, ist nicht sein Körper und nicht seine Seele, sondern sein Leben — das was ihm geschieht. Denn der Mensch hat nicht Natur, er hat — Geschichte. Es hat keinen Sinn, von einem Stein zu sagen, es «geschehe ihm» schwer zu sein; denn er «ist» schwer. Aber der Mensch hat kein Sein, keine feste und bestimmte Beschaffenheit. Wenn dem Stein das geschieht, was er schon an sich ist, so ist der Mensch im Gegenteil nur das, was ihm geschieht. Sein Wesen ist fortwährende Dramatik, ununterbrochene Handlung und läßt sich darum nicht definieren, sondern nur erzählen. Aber dies ist die neue Form der Vernunft, die erzählende oder historische Vernunft, welche den Menschen aufs neue in die ungeheure Nähe einer transzendenten Wirklichkeit bringen wird — der Wirklichkeit seines Schicksals.

Bis jetzt war die Geschichte das Gegenteil der Vernunft. Von der Antike bis auf unsere Tage hat sich kaum einer damit beschäftigt, nach der rationalen Struktur in der Geschichte zu forschen. Höchstens versuchte man, eine fremde Vernunft an sie heranzubringen, wie Hegel oder Buckle, welche der eine den Formalismus seiner Logik, der andere die physiologische oder physikalische Vernunft in die Geschichte hineinlesen wollten. Mein Vorschlag ist hierzu genau entgegengesetzt; ich möchte der Geschichte selbst ihre ursprüngliche und eigene Vernunft ablauschen. Dafür ist es unumgänglich, daß man den Begriff der historischen Vernunft in seiner ganzen Tragweite versteht. Wir fragen nicht, ob sich eine außerhistorische Vernunft in der Geschichte zu erfüllen scheint, sondern uns gilt das, was der Menschheit geschehen ist, als etwas durch und durch Vernunftvolles, worin sich eine allen menschlichen Theorien transzendente Wirklichkeit offenbart, die Wirklichkeit des Menschen selbst vor seinen Theorien.

Ich glaube, daß in der Wissenschaft vom Menschen die ungeheure neue Offenbarung gärt. Ich glaube, daß das Reich der Vernunft nicht zu Ende ist. Die physikalische Vernunft ist tot! Es lebe die historische, die lebendige Vernunft!

(Deutsch von Helene Weyl)